

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Krieg am Rhein im Jahre 1870

Grabowski, Stanislaus

Berlin, [ca. 1870]

Fünfzehntes Kapitel. Die Schlacht von Rezonville

[urn:nbn:de:bsz:31-241586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241586)

abspielen sollte — eine ernste und wichtige Episode nicht allein in diesem Feldzuge, sondern auch in dem Schicksale der beiden ersten Culturvölker Europa's.

Fünfundzweites Kapitel.

Die Schlacht von Rezonville.

Mit frischem Muth, mit Jubel im Herzen war Edmund Vornemann seinem neuen Berufe entgegengegangen, als er Berlin verließ; nicht einmal der schwere Abschied von den Seinigen vermochte einen nachhaltigen Eindruck zu hinterlassen, wenn sich auch hin und wieder bei dem Rückblicke darauf seine heitere Stimmung trübte; die Gegenwart brachte so viel Wechsel mit sich, die Pflicht trat bald so gebieterisch heran, daß er alle seine Gedanken darauf verwenden mußte.

Anfänglich konnte er nur der heiteren Seite dieses ihm noch ganz fremden Lebens gewahr werden; eine weitere Reise hatte immer in seinen Wünschen, wie wohl in denen jedes lebhaften jungen Mannes gelegen, und bisher der Eifer, mit dem er sich seinem Studium widmete, dieselbe unmöglich gemacht; jetzt war diese Fessel abgefallen, gerade sein Beruf führte ihn hinaus, und wenn er bei der schnellen Eisenbahnfahrt auch nicht Gelegenheit finden konnte, sich Land und Leute in der Fremde ordentlich anzusehen, so hob doch schon das Bewußtsein, so weite Länderstrecken zu durchfliegen, seine Brust höher, und sein Auge ergözte sich an den schnell aufstauenden und ebenso schnell wieder verschwindenden Landschaften, die einen so himmelweit verschiedenen Charakter von dem der Heimath trugen.

Die Reise ging fast ohne Aufenthalt zuerst bis Mainz. Das leichte Feldlazareth, dem Edmund zugetheilt worden, war schon in Berlin formirt und der angehende junge Arzt dem Vorstande desselben durch den Freund seines Vaters besonders warm empfohlen; auch hatte er selbst bereits Proben seines guten Willens und seiner Kenntnisse abgelegt, die ihm, neben seiner bescheiden liebenswürdigen

Persönlichkeit, die Theilnahme seines Vorgesetzten und seiner älteren Kollegen sicherten.

Die Herren insgesammt ließen, bevor sie den ganzen Ernst ihres schweren Berufes auf sich nehmen mußten, der ihnen, wie sie wohl wußten, schwerlich eine Erholung gestatten würde, der Fröhlichkeit noch freien Lauf, und Edmund fühlte sich durch dieses kameradschaftliche Zusammenleben in der angenehmsten Weise ange-regt und ganz wohl; dennoch wünschte er sehnlichst, daß das Warten, zu dem man in Mainz während einiger Tage wegen der von Truppenzügen überfüllten Bahnen verurtheilt war, baldmöglichst ein Ende nehmen möge.

Von Mainz ging es dann schnell wieder weiter bis in den südwestlichsten Theil der Pfalz, und Kantonnements wurden zwischen St. Ingbert und Zweibrücken bezogen; das Feldlazareth, das zur zweiten Armee gehörte, traf daselbst ein, als das erste Gefecht bei Saarbrücken am 2ten August bereits stattgefunden hatte, kam aber noch nicht in Thätigkeit. Erst der 6te August führte es auf den Schauplatz des Kampfes.

Welche tiefen und heftigen Gemüthsbewegungen für Edmund führte dieser Tag nicht herbei! — Die ganze militairische Aktion, die ihn umgab, war ihm so neu, daß sie ihn beinahe verwirrte; er kam nicht in das feindliche Feuer, sah und hörte es aber in nicht zu großer Entfernung vor sich und wurde von einer Aufregung, einer beinahe wilden Begeisterung ergriffen, die den sehnlichsten Wunsch in ihm erweckte, sich mit dem Gewehre in der Hand den Truppen anzuschließen. Davon konnte nun natürlich nicht die Rede sein, er durfte sich nicht einmal in die Gefechtslinie vorbegeben, und bald begann die schaurige Arbeit auf dem Verbandplatze, den wir bereits geschildert haben.

So entsezlich hatte Edmund, trotz Allem, was er bereits gehört und gelesen, sich die Verheerungen durch die feindlichen Geschosse, so schwer die Aufgabe der Aerzte doch nicht vorgestellt; wie der junge Soldat im ersten Gefechte das sogenannte Kanonenfieber zu überwinden hat, so erschüttert und betäubt fühlte sich auch der junge Arzt, und nur die im Grunde seines Wesens liegende Energie, das Bewußtsein, daß er Pflichten zu erfüllen habe, nebenbei die Befürchtung, von seinen Kollegen getadelt oder verspottet zu werden, vermochten ihm die äußerliche Fassung zu erhalten; je mehr sich

die Schrecken um ihn her aber häuften, je mehr seine Thätigkeit, die nur in der Hülfsleistung für den ältesten Arzt bestand, in Anspruch genommen wurde, desto schneller fand er sich auch zurecht; bald verrichtete er Alles, was ihm oblag, mit einer Pünktlichkeit und Schnelligkeit, die gar keine geistige Erregung mehr erkennen ließ, und in der That sah er nun beinahe gleichgiltig auf die furchtbarsten Verstimmlungen und die dabei nothwendig werdenden Operationen.

Das Schwerste war ihm noch vorbehalten, das ganz unerwartete Zusammentreffen mit seinem Bruder an diesem Orte; es würde ihn ohne Zweifel noch viel mehr ergriffen haben, wären jene Scenen, deren rasche Wiederholung die Nerven abstumpfen, nicht schon vorangegangen; er war dadurch gewissermaßen auf das Schrecklichste vorbereitet worden.

Dennoch kostete es ihn, wie wir bereits zu schildern versuchten, einen harten Kampf, nicht allein seine Geistesgegenwart zu bewahren, als er Carl in einem Zustande, der sein Herz zerriß, vor sich sah, sondern auch den kühnen Entschluß zu fassen, der unmittelbar von so glücklichem Erfolge begleitet wurde.

Noch Weiteres für den geliebten Bruder zu thun, war ihm unmöglich; er mußte, wie wir schon erzählten, denselben seinem Schicksale überlassen und mit dem Feldlazarethe der rasch vorrückenden Truppen folgen.

Die ganze Tragweite der schweren Verpflichtungen, die ihm sein Beruf auferlegte, konnte ihm wohl nicht deutlicher vor Augen geführt werden; er begriff vollständig, wie wenig er sich selbst noch angehören durfte. Man könnte sagen, daß der 6te August den Jüngling zum Mann gereift hatte; ernst und entschlossen ging er jetzt auf dem Wege fort, den er freiwillig betreten hatte, nur ein Ziel im Auge haltend, dem Vaterlande und seinen leidenden Brüdern zu dienen; selbst wo sich jetzt Gelegenheit dazu bot, vermieð er heitere Gesellschaft und Vergnügungen, und zog vor, seine Kenntnisse zu bereichern, indem er, sobald sein Dienst es gestattete, freiwillig in andere Lazarethe ging, seine älteren Collegen begleitete und zu Rathe zog. Mehr als einmal wurde ihm gerathen, sich mehr Ruhe zu gönnen, da nur zu bald wieder seine Kräfte auf eine harte Probe gestellt werden könnten; übrigens achtete man seinen Eifer und erklärte sich sein verändertes Wesen leicht dadurch,

daß die Sorge um den schließlichen Erfolg der Operation, die er an dem eigenen Bruder vorgenommen, um dessen Ergehen überhaupt ihn niederdrückte.

Zum Theil war dies auch ganz richtig; von Edmund's Herzen konnte sich erst wieder eine schwere Last lösen, wenn er die Nachricht von Carl's vollständiger Genesung empfangen haben würde; obgleich er sich gewiß keinen gerechten Vorwurf zu machen brauchte, würde es ihm doch ein unerträglicher Gedanke gewesen sein, daß die Wunde, an welche er die Hand gelegt, den Tod des Bruders veranlaßt habe. Und dann dachte er auch an die Heimath zurück, wie Alle dort, besonders die arme Mutter, die Kunde von Carl's Verwundung aufnehmen würden; er selbst hatte nicht den Muth zu gewinnen vermocht, darüber brieflich zu berichten.

In dieser Stimmung, die sich nach großen Ereignissen sehnte, um darin einigermaßen Zerstreuung und Gemugthung zu finden, folgte er dem Vormarsche seines Armeecorps. Ein Zufall wollte, daß er den Kampf am 16. August nicht mitmachte, indem er beordert worden war, einen erkrankten höheren Offizier nach Saint-Avold zurückzubegleiten; gern wäre er noch die kurze Strecke weiter bis Saarbrücken gegangen, aber die gemessene Instruction, sofort zurückzukehren, erlaubte ihm dies nicht.

Im Laufe des 17ten erreichte er sein Lazareth wieder, wo es noch genug zu thun gab; über den kleinen Verdruß, daß er am Tage vorher nicht dabei gewesen war, konnte ihn die Aussicht für den folgenden Tag trösten; man sprach allgemein, daß eine große, noch blutigere Schlacht bevorstehe, und wenn Edmund um so weniger zu Denen, welche sich darauf freuten, gehörte, als dem Arzte bei einer solchen Gelegenheit weniger öffentlich anerkannte Auszeichnung wie Mühe und Anstrengung geboten wird, so wünschte er doch immer lebhaft, auf dem Platze zu sein, wo er die reichste und nützlichste Thätigkeit entfalten konnte.

Am späten Abende des 17ten erst war das leichte Feldlazareth vollständig evacuirt und stand schon am frühen Morgen, nachdem dem Personal nur eine kurze Ruhe zutheil geworden war, wieder in Marschbereitschaft. —

Um ein allgemeines großes Schlachtenbild zu geben, kann man nicht die Wahrnehmungen und Erlebnisse eines Einzelnen benutzen, besonders wenn dieser selbst darin eine Rolle spielt. Unsere

Leser müssen daher gestatten, daß wir, den amtlichen Berichten zufolge, zuerst wieder in großen Zügen malen; wir werden dann später zu den Schicksalen zurückkehren, die Edmund Bornemann für diesen Tag aufbehalten waren. —

Die französische Armee hatte die Ruhe, die ihr am 17ten gelassen wurde, dazu benutzt, die Stellungen vor Metz, in welche sie zurückgedrängt worden war und welche sich schon durch die natürliche Anlage auf das Beste zu einer Vertheidigung eigneten, durch Gräben, Verhaue und Einschneiden ihrer Geschütze zu befestigen; es läßt sich annehmen, daß Marschall Bazaine nur deshalb den Weitermarsch auf Verdun aufgeschoben hatte, weil er in diesem günstigen Terrain einen Angriff mit unzweifelhaftem Erfolge zurückzuweisen und eine siegreiche Schlacht zu liefern erwartete.

Etwas mehr als anderthalb Meilen in nordwestlicher Richtung von Metz, von der nach Briey führenden Chaussee sich nördlich ziehend, liegt auf einer steilen Anhöhe, welche die ganze Umgebung weithin beherrscht, das Dorf Saint-Privat-la-Montagne, und von da erstreckt sich etwa eine halbe Meile weit nach Süden ein ansehnlicher Höhenzug bis zu dem Bois de la Cusse, einem Wäldchen inmitten der ein Dreieck bildenden Dörfer Habonville, Verneville und Amanvillers; die Seiten des Dreiecks sind ungefähr eine halbe Meile lang, die kürzeste Entfernung ist zwischen den beiden erstgenannten Ortschaften.

Auf diesen Höhen hatte die französische Armee ihre Hauptstellung genommen und beherrschte die ganze Hochebene, die sich von Gravelotte gegen Norden beinahe zwei Meilen weit bis an den Ornefluß erstreckt, etwa dreiviertel Meilen breit ist und gegen Westen in einer Reihe zwischen den nach Verdun und Briey führenden Chausseen von Süden nach Norden die Dörfer Verneville, Habonville, Saint-Nil und Saint-Marie-aux-Chênes vor sich hat. Der rechte französische Flügel stand bei dem Dorfe Roncourt, nördlich von Saint-Privat, der linke bei Gravelotte; im Rücken der Stellung lagen die Dörfer Saint-Privat und Amanvillers, und südlich des letzteren hatte sich ein Theil der Artillerie aufgestellt, der das vorliegende Terrain weithin bestreichen konnte.

Besonders stark waren die Stellungen bei Gravelotte, wo die Infanterie sich in drei Etagen übereinander in ausgethorften

Gräben und die Artillerie darüber auf der hochgelegenen Chaussee placirt hatten, und bei Saint-Privat, das schon eine natürliche Festung durch den steilen Zugang bildet und dessen fast durchgängig massive Häuser und hohe Gartenmauern zur Vertheidigung vorbereitet und verbarrikadirt waren. Das ganze vorher bezeichnete Terrain war vielfach mit Gehölzen bedeckt, Amanvillers lag mitten in den großen Waldungen von Saulny; zwischen den genannten Dörfern befanden sich auch noch kleinere Ortschaften, Meiereien, Landhäuser, worunter zwei die auffälligen Namen Leipzig und Moscou führen.

Prinz Friedrich Carl erschien schon vor fünf Uhr Morgens bei den Truppen und gab den kommandirenden Generalen seine Dispositionen, deren Anfang entschieden lautete:

„Die zweite Armee setzt heute ihren Vormarsch fort, mit dem Bestreben, den Feind von seiner Rückzugsrichtung Mezőrdun abzudrängen und ihn zu schlagen, wo sie ihn findet.“

Danach trat das 12te (sächsische) Armeecorps um fünf Uhr Morgens auf der äußersten linken Flanke den Marsch gegen Jarny, an der nördlichen Straße nach Verdun gelegen, an, rechts davon gegen Doncourt die preussische Garde, weiter rechts rückwärts das 9te Corps zwischen Rezonville und Bionville hindurchgehend; das 8te Corps näherte sich, gefolgt von dem 7ten und weiterhin dem 2ten, Gravelotte, ohne indessen angreifen zu sollen, bevor jene eine weite Rechtschwengung vollzogen haben würden; das 10te und 3te Corps mit den Cavalleriedivisionen folgte der ersteren Echelonbewegung.

Erst in den Vormittagsstunden erlangte man Gewisheit über die Aufstellung des Feindes und seine Absicht, die Schlacht auf dem Plateau anzunehmen; in Folge dessen wurde das Gardecorps über Verneville und Habonville gegen den feindlichen rechten Flügel bei Amanvillers, das sächsische Corps gegen Saint-Marie dirigirt, um in jedem Falle die Straße nach Briey abzuschneiden und durch vorgehende Cavallerie möglichst Eisenbahn und Telegraph nach Thionville zu unterbrechen; das 9te Corps sollte rechts von der Garde über La Folie angreifen, das 7te und 8te den feindlichen linken Flügel bei Bois de Bauz und Gravelotte.

Gefolgt von der hessischen Division, rückte das 9te Corps — Schleswig-Holsteiner unter Befehl Generals von Manstein — nach zehn Uhr Vormittags auf Verneville vor, besetzte dieses Dorf und

das früher erwähnte Bois de la Cusse mit seiner Avantgarde, und eröffnete ein Artillerief Feuer gegen von hier aus bei Amanvillers sichtbar werdende Lager und einige ihm entgegenkommende französische Bataillone. Die Franzosen ließen nicht mit ihrer Antwort warten; auf der langen Linie von Amanvillers bis Saint-Privat spieen ihre Geschütze und Mitrailseu Feuer aus und überschütteten die preussische Artillerie mit Geschossen, die großen Schaden anrichteten; fünfzehn preussische Geschütze wurden kampfunfähig gemacht, eine reitende Batterie allein verlor hundert Pferde, aber dennoch gelang es endlich, das französische Feuer zum Schweigen zu bringen, nachdem dasselbe auch der Infanterie schwere Verluste zugefügt hatte; letztere behauptete sich dennoch in Berneville und den dabei gelegenen Wäldchen.

Inzwischen war das Gardecorps bald nach zwölf Uhr Mittags über Habonville nach Saint-Nil gegangen, hatte den letzteren Ort besetzt und die Corps- und Divisionsartillerie, anfänglich neun, dann vierzehn Batterien, zwischen beiden Dörfern in wirksamer Schußweite aufgeführt, worauf sich ein hitziges Feuergefecht entwickelte; auf Befehl des zur Stelle kommenden Prinzen Friedrich Carl sollte die Infanterie nicht eher angreifen, als bis die Sachsen ihre Umgehung auf dem linken Flügel vollendet haben würden.

Als nun um 2 $\frac{1}{2}$ Uhr die Meldung des Kronprinzen von Sachsen eintraf, sein Corps gehe mit einer Division zum Angriffe auf Saint-Marie vor und umfasse mit der anderen den rechten französischen Flügel, und als mehrere sächsische Batterien dieses Dorf beschossen, rückte auch die Avantgarde der 1sten Garde-Infanteriedivision (General von Pape) zum Angriffe vor, und im ersten Anlaufe wurde St. Marie-aux-Chênes von zwei Seiten, von den Preußen und Sachsen, genommen.

Um fünf Uhr Abends ertheilte Prinz August von Württemberg, Kommandirender General des Gardecorps, diesem den Befehl, die Hauptstellung des Feindes, die steilen Höhen von Saint-Privat, anzugreifen. Die Regimenter Franz und Augusta gingen sogleich stürmend vor, erhielten aber von dem vollkommen gedeckten Feinde ein so furchtbares Feuer, daß sie ungemein viel Leute und besonders Offiziere verloren; bald darauf schloß sich ihnen links die 1ste Garbedivision an, dann auch noch das Gardesüßilierregiment zur Unterstützung des linken Flügels.

Sämmtliche Generale und Stabsoffiziere, sagt der Bericht eines Augenzeugen, blieben zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, um das Gefecht besser leiten zu können; aber ihnen sämmtlich war nach kürzester Zeit auch das Pferd unter dem Leibe erschossen. Erschrecklich war das massenhafte Feuer, mit dem die Truppen empfangen wurden; bis auf fünfzehnhundert Schritte war der ganze Umkreis der feindlichen Stellung stundenlang mit Bleigeschossen förmlich übergossen. Das Getöse des Feuers übertönte jedes Kommandowort, und der dicke Pulverdampf sowie die gesicherte Stellung des Feindes machte es den Unsrigen kaum möglich, ihre Waffen erfolgreich zu gebrauchen.

Musterhaft war die Haltung der Garde in dieser kritischen Lage; trotzig ging sie vorwärts, furchtbar entschlossen, das Feuer zum Schweigen zu bringen oder vor ihm zu erliegen. — General von Pape verlor zwei Pferde unter dem Leibe; ein Adjutant wurde an seiner Seite erschossen, ein zweiter verwundet; der Kommandant des 1sten Garderegiments, Oberst von Röder, und mehrere Stabsoffiziere, darunter der treue Freund Kaiser Maximilian's in Mexico, Prinz Salm, viele Hauptleute und Subalternoffiziere, eine Menge der tapferen Grenadiere fanden hier den Tod; unter die Verwundeten wurden zwei Brigadiers und vier Regimentskommandeure gezählt.

Angeichts so ungeheurer Verluste und der Schwierigkeit, die feindliche Position zu nehmen, zog der Prinz von Württemberg die Regimenter wieder zurück und beschloß, die Umgehung, welche die Sachsen bewerkstelligen sollten, abzuwarten.

Wir wenden uns inzwischen diesem letzteren Corps zu, das um 12 Uhr Mittags in Jarny eingetroffen war und dann mit seinen beiden Divisionen nebeneinander auf Coinville und Saint-Marie so rasch als möglich vorging; die Sachsen hatten bis dahin den weitesten und anstreugendsten Marsch zu machen gehabt. Es ist schon erwähnt worden, daß eine Brigade sich an der Einnahme von Saint-Marie betheiligte, und da ein Frontangriff auf Saint-Privat nur mit den größten Verlusten zu ermöglichen schien, ließ Kronprinz Albert eine Rechtschwenkung gegen Noncourt ausführen, während die gesammte Artillerie sich nördlich vor Saint-Marie aufstellte und das letztere Dorf so wirksam beschloß, daß es

die Franzosen aufgeben mußten; diese Batterien schossen dann auch Saint-Privat in Brand.

Jetzt erfolgte ein gemeinsamer Angriff der Sachsen und preussischen Garde, und um sieben Uhr drangen erstere von Norden, letztere von Süden und Westen in das festungsähnliche Dorf, von wo sich die Franzosen eiligst auf Metz zurückzogen. Hier fiel auch der sächsische Brigadecommandeur, Generalmajor von Graushaar.

Jener soeben angeführte Bericht sagt weiter über diesen Sturm: Der nun fast von allen Seiten umringte Feind schlug sich mit verzweifelter Entschlossenheit. Unsere bereits eingedrungenen Bataillone erhielten im Orte noch Granatfeuer; aber sie behaupteten sich, kämpften um jedes einzelne Haus und waren um 7 Uhr im Besitze des größten Theils des kastellartigen Dorfes.

Wir können an dieser Stelle, da nun die Schlacht auf dem linken Flügel beendigt ist, gleich erwähnen, daß es der sächsischen Cavallerie gelang, die Eisenbahn nach Thionville in der Gegend von Mezières vorläufig unbrauchbar zu machen. Die tapferen Sachsen berechneten ihre Verluste in der Schlacht auf 92 Offiziere und 2000 Mann, davon 17 Offiziere und 200 Mann todt.

Die Artillerie des 10ten Corps und eine Infanteriedivision hatten den Angriff auf Saint-Privat unterstützt.

Inzwischen hatte das 9te Corps in den Gehölzen nördlich Verneville einen so harten Stand, daß Prinz Friedrich Carl ihm die dritte Garde-Infanteriebrigade zu Hülfe schickte, worauf es gelang, bis Amanvillers vorzubringen und sich westlich dieses Dorfes festzusetzen; aber auch hier noch erlitten die Truppen so große Verluste, daß das inzwischen als Reserve eingetroffene 3te Armeecorps angewiesen wurde, sie zu unterstützen; dies ließ sich indessen nur durch Artillerie ausführen, da die Infanterie bei dem, wie es schien, vom Feinde bedrohten Verneville zurückgehalten werden mußte.

Bei Gravelotte hatten das 7te und 8te Corps wacker gekämpft und das Dorf sowie die zu beiden Seiten liegenden Wälder genommen, hielten diese Stellungen auch, trotzdem die Franzosen keine Mühe scheuten, sich wieder in deren Besitz zu bringen. Als bei einbrechender Dunkelheit nun der auf der ganzen Linie geschlagene Feind eiligst seine Geschütze zurückzog und seine Infanterie von Saint-Privat und Amanvillers den Rückzug antrat,

befahl König Wilhelm, der sich hier befand, über Grabelotte vorzubringen. Die Truppen stießen hier auf die früher beschriebenen Stagenpositionen, und das zweite (pommersche) Corps, das nach einem Marsche von fünf Meilen erst spät eingetroffen war und nur kurze Zeit in Reserve gestanden hatte, nahm dieselben mit dem Bajonnet unter persönlicher Führung des Generals von Fransecky. — Es war von der äußersten Wichtigkeit, daß dieses Corps zur rechten Zeit eintraf, und General von Moltke hatte es schon längst beinahe schmerzlich erwartet; als sich die Spitzen der Pommern erblicken ließen, sprengte er ihnen entgegen, redete sie an und führte sie mit gezogenem Degen in das Feuer, — der Chef des Generalstabs! — Bald darauf war er es, der dem Könige, welcher in der Nähe einer brennenden Wollspinnerei das Schlachtfeld beobachtete, die glückliche Entscheidung brachte: „Majestät, der Sieg ist unser! der Feind ist aus allen seinen Positionen zurückgeworfen.“

„Es war 1/2 9 Uhr,“ schrieb König Wilhelm selbst am 19. August an seine hohe Gemahlin nach Berlin — „als das Feuer auf allen Punkten nach und nach schwieg. Bei jenem letzten Vorstoß fehlten die historischen Granaten von Königgrätz für mich nicht, aus denen mich dieses Mal Minister von Roon entfernte. Alle Truppen, die ich sah,“ begrüßten mich mit enthusiastischen Hurrahs. Sie thaten Wunder der Tapferkeit gegen einen gleich braven Feind, der jeden Schritt vertheidigte und oft Offensivstöße unternahm, die jedes Mal zurückgeschlagen wurden.

„Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen.“

„Ich scheue mich, nach den Verlusten zu fragen und Namen zu nennen, da nur zu viele Bekannte genannt werden, oft unverbürgt. — Ich wollte hier bivouakiren, fand aber nach einigen Stunden eine Stube, wo ich auf dem mitgeführten königlichen Krankenwagen ruhte und, da ich nicht ein Stück meiner Equipage von Pont-à-Mousson bei mir habe, völlig angezogen seit dreißig Stunden bin.“

„Ich danke Gott, daß er uns den Sieg verlieh.“ —

Es war halb neun Uhr und die Dunkelheit schon eingetreten, als das Geschütz- und Gewehrfeuer überall schwiegen und der Sieg nach mehr als achtsündigem heißen Kampfe den preussischen Trup-

pen gesichert war. Auf dem Schlachtfelde bei Verneville erließ Prinz Friedrich Carl den Befehl: „Die Armeecorps werden auf den Stellen, auf welchen sie sich bei Beendigung des Gefechtes befanden, Bivouaks beziehen, Infanterie-Vorposten aussetzen, die die Verbindung mit den Nebencorps aufzunehmen haben, und werden darauf gefast sein müssen, daß ein verzweifelter Feind in der Nacht Versuche macht, sich durchzuschlagen.“

Die Verluste in dieser entscheidenden Schlacht wurden preussischerseits angegeben auf 520 Offiziere und über 13,000 Mann, die der Franzosen berechnet auf 23,000, dabei 5000 Tödt. Auf deutscher Seite hatte neben den Preußen nur noch die großherzoglich heffische Division, und zwar mit dem 9ten Corps bei Verneville, gefochten und 1792 Mann, darunter 21 Offiziere und 169 Mann todt, verloren.

Das dunkle Schlachtfeld, über das sich jetzt im weiten Halbkreise wieder die Bivouakfeuer auszubreiten begannen, war mit Todten und Verwundeten bedeckt und mitten darunter, in der Nähe von Gravelotte, spielte eine Scene, welche die Geschichte zweifellos als denkwürdig aufbewahren wird.

Da die Rückkehr Sr. Majestät des Königs nach dem vier Meilen entfernten Hauptquartiere Pont-à-Mousson zu so später Stunde sich nicht mehr gut ausführen ließ, der König auch bei Tagesanbruch wieder auf dem Platze sein wollte, um sich zu überzeugen, ob die französische Armee keine weiteren Unternehmungen versuchen würde, so beschloß er, auch für seine eigene Person auf dem Felde zu bivouakiren.

Während man die Vorbereitungen dazu traf und schon ein Wachtfeuer angezündet hatte, der König sich im Kreise seiner Generale vom Hauptquartiere befand, langte ein Beamter der Feldtelegraphie an und brachte die Meldung, daß die Drahtleitung schon bis zu dem eine kleine Meile entfernten Städtchen Gorze gelegt sei. Der König diktirte hierauf dem Grafen Bismarck die erste Depesche an seine Gemahlin, und Letzterer schrieb sie in die Briefftasche des Beamten, der sofort ihre Beförderung besorgen sollte, nieder. Diese bald ganz Deutschland in Siegesjubel versetzenden Worte lauteten:

„Bivouak bei Rezonville, Donnerstag, 18. August, Abends 9 Uhr. Die französische Armee in sehr starker Stellung west-

sich von Metz heute unter Meiner Führung angegriffen, in neun-
stündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen
mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen.

Wilhelm."

Selbst eine noch so knappe Abendmahlzeit für den König zu
beschaffen, hatte hier große Schwierigkeiten; schließlich entdeckte man
in der Nähe doch noch ein halbverwüstetes Gehöft, in dem sich
ein noch gut erhaltenes Zimmerchen befand. Der greise Herr ließ
sich nur durch die dringendsten Vorstellungen seiner Generale be-
wegen, von diesem Unterkommen Gebrauch zu machen, und ruhte
nur wenige Stunden, obgleich er seit dem frühen Morgen fast im-
mer zu Pferde gewesen war. — —

Das dritte (brandenburgische) Armeecorps, zu dem das Feld-
lazareth, bei dem sich Edmund Bornemann befand, gehörte, war,
wie schon oben gesagt, bis auf seine Artillerie, an diesem Tage
gar nicht in das Gefecht gekommen; es stand seit drei Uhr Nach-
mittags bei Verneville, um dem heftig engagirten 9ten Corps als
Reserve zu dienen. Welche starken Verluste das letztere in den
Wäldchen, dem Bois de la Cuve und des Genisaur, welche die
feindliche Artillerie mit Granaten und Mitrailleurkugeln über-
schüttete, während von Zeit zu Zeit auch Infanterieangriffe statt-
fanden, erlitten, ist bereits erwähnt worden; für die dahinter stehen-
den Truppen war es ein trauriger Anblick, fortwährend Schwer-
verwundete zurücktragen zu sehen, ohne den bedrängten Kameraden
Hülfe leisten zu dürfen, brannten die braven Brandenburger doch,
trotzdem ihre Reihen am 16ten so arg gelichtet worden waren,
heute wieder thätig in den Kampf eingreifen zu dürfen.

Die Truppen waren gedeckt aufgestellt worden, um dem feind-
lichen Geschützfeuer entzogen zu bleiben, Einzelne, die sich auf die
Höhen südlich vom Dorfe begaben, konnten aber ganz gut einen
großen Theil des Schlachtfeldes übersehen. Auch Edmund erhielt
ein paarmal die Erlaubniß dazu, da es noch keine Beschäftigung
für sein Lazareth gab, und benutzte gern die Gelegenheit, sich mit
einem so großartigen Schlachtenbilde bekannt zu machen; bei Saar-
brücken, wo überhaupt nicht in so großartigem Maßstabe gekämpft
wurde, war ihm dies wegen überhäufster Thätigkeit unmöglich gewesen.

Wer die militairischen Dispositionen nicht kannte oder nicht
ein für diese Beobachtungen sehr geübtes Auge besaß, konnte sich

freilich keinen rechten Begriff von dem Gange der Schlacht machen; die mächtigen Wolken von Pulverdampf, der schwarze Qualm über den brennenden Dörfern und Gehöften, in weiter Ferne die dunkeln, zuweilen hell aufblitzenden Colonnen, die sich bergauf und bergab bewegten, dann wieder zusammengedrängt standen, — das Alles floß durch und in einander und schien keine bestimmten Formen anzunehmen.

Die fernen Beobachter, wenn sie zum Theil auch mit guten Gläsern versehen waren, beschränkten sich meistens auf Vermuthungen, und bei der Lebhaftigkeit und dem Interesse, mit denen dieselben aufgestellt wurden, kam es zuweilen zu den heftigsten Widersprüchen.

Jetzt entwickeln sich dort zwischen Saint-Marie und Saint-Privat la-Montagne noch dichtere weiße Rauchwolken wie bisher, es scheint, daß ein stärkerer dumpfer Donner durch den lauten Lärmen dringe, den man fast unmittelbar vor sich hat und den man kaum noch beachtet, weil man dort eine wichtige Entscheidung erwartet. Gewiß, es sind dort neue Batterien aufgefahren! Sind es die der Garde oder der Sachsen? oder hat das 10. Armee-corps schon eingegriffen? — Man möchte das Letztere wünschen, denn wenn die Reservisten erst herangezogen werden, hat das 3te Corps auch Aussicht, in den Kampf zu treten. Aber nein, das würde darauf deuten, daß man die letzten Kräfte aufzubieten genöthigt ist. Es müssen die Sachsen sein! — sie haben große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, aber sie sind da, man wird jetzt den Schlüssel der ganzen feindlichen Stellung, Saint-Privat, nehmen!

Was bedeutet das aber? — Die Geschütze schweigen einige Minuten lang, eine dunkle Flut scheint sich den Berg hinaufzuwälzen. Hurrah, sie stürmen! — Man lauscht athemlos, denn man möchte das Siegesgeschrei hören, das doch unmöglich auf so weite Entfernung herüberdringen kann, man strengt die Augen an, bis Alles vor ihnen ineinander verschwimmt — ja, es muß eine Gesichtstäuschung sein, daß die schwarze Woge ebenso schnell, wie sie gekommen ist, wieder von dem Berge abfließt. Sollte die Garde weichen? — unmöglich! Die deutschen Truppen haben ja bisher Alles möglich gemacht! —

Die Geschütze nehmen das heftige Feuer wieder auf, die Anhöhe ist leer geworden, im Grunde sammeln sich die dunkeln Colonnen; kein Zweifel mehr, daß der Sturm mißglückte. Einer der Beschauer sieht den Anderen ernst und bange an; dieses Mal wagt

Keiner, eine Vermuthung auszusprechen, man ist noch nicht ganz entnuthigt und hoffnungslos, aber Niemandem will doch die Sache recht gefallen.

Gewissermaßen um Trost zu suchen, wenden sich die Blicke nun wieder der breiten Schlucht, die man zu Füßen hat, und den gegenüberliegenden Abhängen zu, auf denen man das Plateau von Ananvikkers ersteigt; der Rand ist mit französischen Geschützen, einer unabsehbar langen Reihe, gekrönt. Auch hier verschwimmt Alles in Pulverdampf und nur, wenn zuweilen dieser dichte Schleier stellenweise zerreißt, erblickt man weiter hin die Drischasten und dazwischen wieder große Infanterie- und Cavalleriemassen.

Anaufhörlich blüht es aus den weißen Wolken heraus, hier kann man die einzelnen Kanonenschüsse deutlich unterscheiden, das eigenthümliche Rauschen der Mitraillleusen; die zur Seite aufgestellten preussischen Batterien brummen den tiefsten Bass zu diesem Concerte.

Einzelne französische Granaten fliegen über die Gehölze im Grunde hinaus, krepiren noch in der Luft, eine runde, dichtgedalzte weiße Wolke erzeugend, und zu den Füßen der aufmerksamen Beobachter, d. h. noch eine gute Strecke vor ihnen, spritzt der Sand des Abhanges auf, wo die Stücke des Geschosses einschlagen. Die meisten Kugeln treffen aber wohl in die Wäldchen hinein, die mit den Truppen des 9ten Armeecorps angefüllt sind; welche verheerende Wirkung sie anrichten, läßt sich nur zu gut aus dem Gewirre entnehmen, das weiter diesseits im Thale bei den ersten Verbandplätzen stattfindet; glücklicherweise vermag das bloße Auge von oben herab nicht die einzelnen Scenen dort zu unterscheiden; die Phantasie würde einen weiten Spielraum haben, sie sich auszumalen, und stüht sich dazu auch versucht, da das Düstere, Schreckliche ja immer eine besondere Anziehungskraft für die menschliche Natur hat, aber der Ausruf eines der Beobachtenden lenkt Aller Blicke wieder in die Richtung, die er mit der ausgestreckten Hand andeutet.

Es ist wieder bei Saint-Privat — dieses Mal steigt der Geschützrauch aber noch viel nördlicher, ganz in der Flanke, beinahe schon im Rücken des Feindes auf. Das sind die Sachsen erst! kein Zweifel mehr! — ihre Umgehung ist vollständig geglückt, nun wird man noch einmal stürmen, und dann ist der Erfolg gewiß.

Die Freude ist allgemein und so stürmisch, als wäre der Sieg schon entschieden; es fehlt wenig, daß sich die Männer um-

armen, die so verschiedenen Berufsweigen angehören und sich ein paar Stunden zuvor noch nie gesehen hatten; ein großes, erhebendes Gefühl hat sie schnell zu Brüdern gemacht, das der heiligen Vaterlandsliebe; alle ihre Gedanken sind auf ein Ziel gerichtet, ihre Herzen tragen nur einen Wunsch in sich: „Sieg den deutschen Waffen!“

Auch Edmund Bornemann, der junge Arzt, jubelt laut auf, sobald er die Siegeshoffnung wieder ergriffen hat, und vergißt all seinen Kummer, die Heimath, sogar für eine Minute seinen Dienst.

Da stürzt athemlos ein Lazarethgehilfe, der ihm wohlbekannt ist, herbei und ruft ihm schon von Weitem zu:

„Herr Doktor! Herr Doktor! kommen Sie schnell! — Unser Lazareth hat den Befehl erhalten, in die Gefechtslinie vorzugehen! Wir haben keine Sekunde mehr zu verlieren!“

Edmund reißt sich rasch von dem spannenden Schauspiel, auf das er verlangend seine Augen gerichtet hatte, los; er ist erschrocken, denn es kommt ihm vor, als habe er eine schwere Pflichtverfäumniß begangen, obgleich der Oberarzt ihm gestattete, sich auf diesen nahegelegenen Aussichtspunkt zu begeben, und versprach, ihn nöthigenfalls rufen zu lassen.

Die Ordre zum Vorrücken für das Lazareth ist überraschend gekommen; die des 1ten Corps müssen wohl nicht mehr ausreichen, die ungeheure Arbeit, welche ihnen die Franzosen zuschieben, zu bewältigen; das 3te Corps muß in der Noth aushelfen.

Es ist die höchste Zeit, daß Edmund und der Gehilfe, der ihn holte, zur Stelle kommen; sie haben gerade nur noch Zeit, sich auf den letzten der Wagen, die zum Transporte der Verwundeten bestimmt sind, zu schwingen; die anderen Fuhrwerke sind schon im scharfen Trabe voraus, die älteren Aerzte dabei beritten. Die im Wege stehenden Truppen machen dem rothen Kreuze bereitwillig Platz; obgleich die Soldaten gerade in den gefährlichsten Situationen immer am meisten zum Scherzen aufgelegt sind und an jedem Vorüberkommenden, es sei denn ein höherer Offizier, ihren Witß auszulassen pflegen, verstummt derselbe doch bei dem Anblicke des jetzt seiner ernsten Bestimmung zuweilenden Lazareths; das rothe Kreuz, das von den Verwundeten als ein so trostreiches Zeichen begrüßt wird, erweckt in den Unverletzten, am Schlacht-tage wenigstens, doch ernste, fast unheimliche Empfindungen.

Aber die Helfer in der Noth lassen sich keine Zeit, diesen Eindruck zu beobachten; so rasch, wie es der abschüssige Weg erlaubt, eilen sie hinab in das Thal; der Ordmananzoffizier, der auf höhern Befehl das Lazareth requirirt hat, zeigt ihm den Weg dahin, wo es gebraucht wird, der neben ihm voraussprenghende Stabsarzt sucht sich den geeigneten Platz zur Aufstellung aus.

Man war nahe bei dem einen Wäldchen, das gerade stark beschossen wurde; einzelne Granaten flogen darüber hinaus und schlugen in bedenklicher Nähe ein, kein Grund, die einmal eingeschlagene Richtung zu verändern. Bei dem jüngeren Personale des Lazareths, von den Aerzten herab bis zu den Fahrern, das noch nicht im Feuer gewesen war, sah man manches blasser werdende Gesicht, aber die älteren Sanitätsoldaten lächelten dazu oder riefen wohl auch ein ermutigendes Wort, und der Oberarzt und der Offizier an der Spitze gingen mit gutem Beispiel voran.

Auch auf Edmund machte die erste Granate, die doch wohl noch an hundert Schritte von ihm mit eigenthümlichem Schalle einschlug und dieses Mal rechtzeitig krepirte, ohne übrigens irgend welchen Schaden anzurichten, einen nervenerschütternden Eindruck, und er mußte sich auf die Lippen beißen, um die unangenehme Empfindung nicht zu deutlich zu verrathen; er schämte sich wirklich dieser Regung von Furcht und nahm sich vor, ihr nicht wieder nachzugeben, und er hielt damit auch Wort — das Saufen und Zischen der großen und kleinen Kugeln, das er heute noch besser kennen lernen sollte, wurde ihm mit der Zeit und besonders, als er sich erst in angestrenzter Thätigkeit befand, gleichgiltig; er bestand schnell die Feuertaufe, wie der Soldat sagt.

Der Platz, welchen, der Chef des Lazareths nach Bedarf und Umständen wählte, lag ganz hinter dem rechten Flügel der Gefechtslinie, die sich hier durch einen schmalen Waldstreifen erstreckte, und dem Feinde eigentlich sehr nahe; gegen Gewehrfeuer wurde er indessen vollständig durch eine kleine Bodenerhebung gedeckt, und dort pflanzte man überdies noch sogleich eine große weiße Flagge mit dem rothen Kreuze auf, um dem Feinde zu bezeichnen, daß dieser Ort zu schonen sei.

In Zeit von wenigen Minuten war Alles zur Empfangnahme von Verwundeten vorbereitet, und dieselben ließen auch nicht

lange auf sich warten — das rothe Kreuz schien eine mächtige Anziehungskraft auszuüben.

Wir haben diese Werkstätten der Aerzte schon einmal geschildert, und es macht keinen großen Unterschied, daß diese sich hier auf freiem Felde befanden; die blutige Arbeit ging mit derselben Schnelligkeit und Pünktlichkeit vor sich, die Wagen und Träger mit den Bahren, die sich mühsam allein fortschleppenden Verwundeten bewegten sich ab und zu, und Niemand schien mehr darauf zu achten, wenn im hohen Bogen eine Geschützflugel über den Verbandplatz fortsauste.

Es war gegen sieben Uhr Abends, als es in dem Wäldchen am schlimmsten zuzugehen schien; nachdem die feindliche Artillerie wieder gründlich vorgearbeitet hatte und das sich hier haltende Bataillon müde gemacht zu haben glaubte, rückte Infanterie zum Angriffe vor; die Gewehrsalven knatterten rasch hintereinander, von beiden Seiten Schnellfeuer, der Lärm kam immer näher.

Der Stabsarzt hatte einen Sanitätsfeldwebel auf den Hügel postirt, und derselbe stattete von Zeit zu Zeit mit lauter Stimme Bericht über den Stand des Gefechtes ab.

Dieselben begannen nicht günstig zu klingen; die unerschütterlichen, kräftigen Schleswig-Holsteiner mußten dieses Mal wohl eine unverhältnißmäßige Uebermacht gegen sich haben, denn sie zogen sich langsam, unter stetem Feuer zurück; mitten im Walde wurde an einzelnen Stellen schon mit dem Bajonnete gekämpft.

Das Feldlazareth ist unverletzlich, durch internationale Verträge und durch die einfachsten und natürlichsten Begriffe von Humanität geschützt. Obgleich sich jetzt bei manchen Angehörigen desselben Unruhe zu zeigen begann, dachte der Stabsarzt doch nicht daran, den Rückzug antreten zu lassen, was zur Folge gehabt hätte, daß eine Menge Schwerverwundeter hilflos auf dem Platze zurückgeblieben und in feindliche Gefangenschaft gefallen wären.

„Seid ruhig, meine Kinder,“ tröstete der freundliche und entschlossene Mann die armen Leute, die ihre Schmerzen fast über die letztere Befürchtung zu vergessen schienen — „unter dem rothen Kreuze seid Ihr sicher; Niemand darf und wird die Hand an Euch legen, wie wir, deren Pflicht und Amt es ist; ich stehe Euch dafür.“

Der Aufpasser meldete, jetzt ungerufen selbst von seinem hohen

Posten herabsteigend, daß das Gefecht sich ganz seitwärts ziehe und französische Infanterie geradenwegs herankomme; „es müßten wohl Zuaven oder Turkos sein,“ setzte er mit sichtlichcr Urruhe, wie diese Gesellschaft wohl das rothe Kreuz respektiren würde, hinzu, — „denn die Kerle sähen in der Entfernung abenteuerlich genug aus.“

Der Oberarzt machte laut einen Scherz über die Turkos, um seine Untergebenen zu beruhigen; vielleicht war ihm selbst doch nicht so recht wohl und sicher zu Muthc, denn seine Blicke schweiften immer wieder nach dem Höhenkamme, auf dem noch die Flagge wehte.

Und jetzt ließen sich dort — auf kaum hundert Schritte Entfernung — wirklich eine Anzahl Köpfe blicken; es waren, wie die rothen Käppis erwiesen, nicht Zuaven oder Turkos, sondern Linieninfanteristen, Tirailleure, welche der ihnen folgenden Kolonne das Terrain aufklären sollten; sie kamen zweifellos so vorsichtig, weil sie hinter der Anhöhe einen Hinterhalt vermutheten.

Kamten sie die Flagge mit dem rothen Kreuze und deren Bedeutung nicht oder wollten sie dieselbe nicht respektiren? — Während Einer darauf zweifte, die Stange aus dem Boden riß und triumphirend schwenkte, schlugen die Andern ihre Gewehre an und feuerten mitten in das Lazareth hinein — ein bereits Verwundeter schrie laut auf, er war zum zweiten Male von einer Kugel getroffen worden.

Die Aerzte, Gehilfen, Sanitätsoldaten und die Verwundeten schrien laut durcheinander, theils in Entrüstung über diesen allem Völkerrechte und der Menschlichkeit Hohn sprechenden Anfall, theils um den Franzosen verständlich zu machen, daß sich hier ein Lazareth befände, was sie jedenfalls deutlich genug mit eigenen Augen sehen konnten; es war augenblicklich eine unbeschreibliche Verwirrung eingetreten.

Als die französischen Soldaten bemerkten, daß man zwar auf sie einschrie, aber keine Waffe gegen sie erhob, schien ihnen der Muth noch gewaltig zu wachsen; noch ein paar Schüsse auf das Gerathewohl abfeuernd, stürzten sie sich mit dem Rufe: „Rendez vous prisonniers!“*) über den Kamm der Anhöhe, die Bajonnete fällend, auf die Wehrlosen.

*) „Geht Euch als Gefangene!“

„Ein Mißverständniß! Haltet an! Im Namen der Menschlichkeit und militairischen Ehre!“ rief mit weithintönender Stimme und in französischer Sprache der wackere Stabsarzt, den Angreifern mit abwehrend ausgebreiteten Armen entgegeneilend, ohne der Gefahr, der er sich damit aussetzte, zu achten.

Auch die anderen Aerzte und Heilgehülfsen mußten ihre Verwundeten im Stiche lassen und suchten theils ihren Chef zu unterstützen, theils das vor Wuth schäumende Unterpersonal, sowie die zum großen Theile sich zum verzweifeltsten Widerstande aufrassenden Verwundeten davon abzuhalten, daß sie Veranlassung zu einem noch roheren Auftreten des Feindes gäben.

Aber die Franzosen schienen die ganze Affaire doch keineswegs als ein Mißverständniß zu betrachten, denn sie ließen sich in ihrem Vordringen nicht abhalten und bedrohten Jeden, der sich ihnen widersetzen würde, mit Kugel und Bajonnet; was blieb den Wehrlosen unter solchen Umständen Anderes übrig, als sich der brutalen Gewalt zu fügen? — Es konnte doch kaum einem Zweifel unterliegen, daß ein hinzukommender Offizier bald den Irrthum aufklären würde, der sehr verhängnißvoll für die hülfbedürftigen Verwundeten werden konnte.

Der Chefarzt hatte dennoch genug zu beschwichtigen, zu ermahnen und zu befehlen, andererseits noch immer mit dem französischen Corporale, der die kleine Tirailleurabtheilung führte, zu unterhandeln, daß man ihn und seine Gehülfsen wenigstens nicht von den Verwundeten wegführe, und wahrscheinlich wäre bei Alledem doch noch eine schlimmere Katastrophe eingetreten, wenn sich das Blatt auf einmal nicht durch einen anderen Umstand vollständig gewandt hätte.

Sobald das nothwendige Zurückweichen des preussischen Bataillons bemerkt worden, sandte man demselben auch schon Unterstützung zu, und aus dem Rückzuge wurde nun ein um so schnelleres Avanciren; die Braven brannten, die unverdiente kleine Scharte wieder auszuwegen. Dieses Mal gingen sie mit dem Bajonnet vor und warfen mit lauten Hurrahs Alles zurück, was sich ihnen in den Weg stellte.

Dieser entschiedene Angriff veranlaßte auch die kleine französische Kolonne, welche eben bis auf die Höhe über dem gefährdeten Feldlazarethe gekommen war, schleunigst wieder umzukehren, und

als ihre Tirailleure dies bemerkten, gaben sie ihre ruhmvolle Eroberung auf und trabten zurück; es war auch hohe Zeit dazu für sie, denn die Preußen waren ihnen dicht auf den Fersen und sandten ihnen noch manche wohlgezielte Kugel nach.

Der ganze Vorfall hatte nur wenige Minuten gedauert, aber doch alle Angehörigen des Lazareths und die in demselben Anwesenden in die größte Aufregung versetzt; glücklicherweise war nur ein Mann, wie bereits erwähnt, verwundet worden. Während Alles wieder an die Arbeit ging, wurde noch lebhaft darüber debattirt, inwieweit hier ein Mißverständniß vorgelegen und ob dasselbe nur irgendwie zu rechtfertigen sei.

Uebrigens stand dieser Fall nicht vereinzelt an diesem Tage da; von vielen Seiten liefen bittere Beschwerden darüber ein, daß die Franzosen auf Lazarethe und einzelne Aerzte, trotz der deutlichsten Bezeichnung ihrer Eigenschaft, geschossen hätten. Unseres Wissens ist die kaiserliche Regierung nun allerdings nicht förmlich den Stipulationen der Genfer Convention, die sie übrigens beschickt hatte, beigetreten, aber es erscheint doch als ein so natürliches Gebot der Humanität, die Verwundeten und ihre Pfleger zu schonen, daß solche Fälle immerhin unbegreiflich und empörend erscheinen müssen. Selbst die französische Artillerie richtete mehrmals ihr Feuer auf Stellen, an denen das rothe Kreuz wehte, deutlich sichtbar, wie von glaubwürdiger Seite versichert worden ist.

Die Preußen hatten die Waldparzelle wieder genommen und drangen noch darüber hinaus vor. Die Sonne war bereits seit einer Weile untergegangen, und es begann schon stark zu dämmern. Immer neue Verwundete wurden in die Ambulance getragen.

Ein junger Offizier, den die Schärpe über der Schulter als Adjutanten kenntlich machte, sprengte herbei und rief nach dem leitenden Arzte. Ueber die eine Seite des Gesichts rieselte ihm ein starker Blutstrom; trotzdem sein Antlitz theilweise von Pulverdampf geschwärzt war, konnte man die Blässe seiner Wangen bemerken und daß er sich allen Zwang anthat, Schmerzen und überhandnehmende Schwäche zu unterdrücken.

„Major von *** vom *ten Regimente ist durch eine Granate das Bein fast vollständig abgerissen,“ sagte er in fliegender Hast zu dem herbeieilenden Oberarzte; — „es ist eine ungeheure Blutung, wir können ihn nicht hierher transportiren und haben keinen

Arzt mehr bei uns. Er liegt nur ein paar hundert Schritte von hier vor der Waldlisière. Um des Himmelswillen, geben Sie mir einen Arzt mit; es ist gewiß noch die Möglichkeit der Rettung vorhanden, wenn die Hülfe schnell zur Stelle ist."

Der Stabsarzt, der, besonders nach den letzten Ereignissen, gar nicht mehr recht wissen mochte, wo ihm der Kopf stand, zuckte die Achseln und blickte sich mit einer Miene um, die deutlich ausdrückte:

"Sehen Sie doch, wie viel wir hier zu thun haben; ich kann Niemand entbehren."

Indessen wurde es ihm jedenfalls schwer, diesen harten Bescheid auszusprechen, denn in den Augen des Adjutanten, der für einen gewiß hochverehrten Commandeur sprach, lag eine so innige Bitte, daß man ihr kaum widerstehen konnte.

Zufällig trat gerade Edmund Bornemann heran, um irgend eine dienstliche Frage an seinen Chef zu richten. Der Letztere kam dadurch auf einen anderen Gedanken.

"Gehen Sie mit diesem Herrn," sagte er ohne weiteres Bestimmen — „oder nehmen Sie ein Pferd, wie's Ihnen beliebt; lassen Sie sich sagen, was zu thun ist, und versehen sich mit den nothwendigen Instrumenten. Aber vor Allem bitte ich Sie, junger Freund, bald zurückzukehren — Sie wissen ja, daß wir hier jede Hand brauchen."

Edmund zögerte keinen Augenblick, sobald er mit dem Adjutanten die nöthigsten Worte gewechselt hatte.

"Sie bluten stark," sagte er zu Diesem; — „bitte, steigen Sie vom Pferde und lassen mich wenigstens einen vorläufigen Verband anlegen."

Der junge Offizier lachte gezwungen und weigerte sich entschieden, eine Minute Zeit zu verlieren; er meinte, es sei ein unbedeutender Streifschuß über der Schläfe, den er kaum bemerke, sein Major kämpfe aber mit dem Tode. Edmund konnte nicht sogleich ein leeres Pferd finden; Jener, der fortwährend drängte, bot ihm das eigene an, aber er schlug dies aus und ließ es sich, nachdem er sich mit den nothwendigen Instrumenten versehen hatte, nicht verdrießen, dem in seiner angstvollen Ungebuld ziemlich scharf Austrabenden nebenher zu laufen.

Der Adjutant hatte die Entfernung doch bedeutend unterschätzt,

vielleicht absichtlich, um desto eher Hülfe zu erlangen. Der Verwundete lag wenigstens fünfhundert Schritte jenseits des Wäldchens, mitten auf freiem Felde, das die französische Artillerie noch immer mit Geschossen überschüttete; besonders spielten hier die unheimlichen Mitrailleusen.

Edmund achtete wirklich nicht darauf; er hegte nur den sehnlichsten Wunsch, wirkliche Hülfe bringen zu können, wäre es auch nur um des jungen Offiziers willen gewesen, dessen selbstvergessende Anhänglichkeit an den Vorgesetzten ihm so rührend vorkam.

„Es geht hier heiß her!“ sagte der Adjutant, den jungen Arzt mit einer Miene anblickend, die seine Besorgniß ausdrückte, es möge dem Letzteren am Ende gar zu heiß werden.

„Thut Nichts, es ist mir interessant, die vielbesprochenen Mitrailleusen auch einmal in der Nähe kennen zu lernen!“ erwiderte Edmund ruhig.

Der Offizier konnte seine Bewunderung dieser Kaltblütigkeit nicht verheimlichen, aber er hatte nicht Zeit, ihr Worte zu geben, denn man war schon nahe am Ziele.

„Da liegt unser Major!“ sagte er nur, vor sich deutend. „Gott sei Dank, noch sitzt er aufrecht, und Sie werden —“

Sein Pferd machte einen so ungestümen, gewaltigen Seitensatz, daß es Edmund beinahe umwarf; der Reiter war aus dem Sattel gestürzt, das Pferd bäumte sich schraubend hoch auf, dann jagte es, kurz Kehrt machend, in den Wald zurück. Voll Bestürzung eilte Edmund zu dem unbeweglich am Boden Liegenden.

Er brauchte nur einen Blick auf sein Gesicht zu thun, das sich nicht im Mindesten verändert hatte, um gerade über der Nasenwurzel, zwischen beiden Augen die auf der Stelle tödliche, von einer Mitrailleusenkugel herrührende Wunde zu entdecken. Ein glücklicher Schuß, wenn es doch einmal gestorben sein muß! —

Von Hülfe konnte hier keine Rede mehr sein; Edmund durfte sich nicht einmal bei dem Todten aufhalten, denn ganz in der Nähe wartete seiner ja schon eine andere Pflicht. Mit einem tiefen Seufzer ging er rasch weiter.

Der verwundete Major und der Einzige, welcher bei ihm war und ihn in seinen Armen stützte, ein Tambour, der, wie sich nachher ergab, auch leicht am Fuße verwundet worden, hatte die Annäherung der ärztlichen Hülfe und den Fall des Adjutanten nicht

bemerkte und mochten in dem Erscheinen des jungen Arztes einen bloßen Zufall sehen. Nur ein kleiner Busch nach der feindlichen Seite zu gewährte ihnen in dem ganz offenen Terrain insofern eine Deckung, als man sie nicht sogleich sehen konnte, für die Kugeln war er kein Hinderniß.

Das erschossene Pferd des Majors lag nur einige Schritte seitwärts in einer Blutlache; die Blanke war ihm so furchtbar zerrissen, daß die Eingeweide herausquollen. Dieselbe Kugel hatte auch das Bein des Reiters zerschmettert, und bei dem starken Blutverluste, den er bereits erlitten, war es ein wahres Wunder, daß er sich noch bei voller Besinnung befand; sein Gesicht sah indessen geisterbleich aus, und die Schmerzen, die er sichtlich mit Gewalt zu unterdrücken sich bemühte, hatten die sonst edlen und schönen Züge furchtbar entstellt; er war ein Mann in den besten Jahren und sah jetzt, trotz des starken dunkeln Bartes, doch wie ein Greis aus.

Indem Edmund schnell hinantrat und grüßte, sagte er kurz, er komme auf Veranlassung des Adjutanten; über dessen Schicksal Bericht zu erstatten, fühlte er sich nicht berufen.

„O ich wußte wohl, daß der brave Junge mich nicht hilflos hier umkommen lassen würde!“ meinte der Schwerverwundete und beinahe schon zum Tode Erschöpfte mit heiserer, halbgebrochener Stimme. „Gut, Doktor, wenn ich denn einmal noch länger leben soll, so thun Sie rasch das Ihrige dazu, man wird Sie gewiß bald anderwärts gebrauchen; ehe Sie aber fortgehen, vergessen Sie nur auch den wackeren Burschen hier nicht, der so getreulich bei mir ausgehalten hat, obgleich er besser gethan haben würde, sich selbst nach dem nächsten Verbandplatze zu schleppen.“

Der Tambour, ein noch junger Mensch, versicherte bescheiden, er fühle gar keine Schmerzen, aber er biß gleich darauf die Zähne fest aufeinander.

Der Major schwamm förmlich in seinem Blute; der junge Arzt konnte sich nicht verhehlen, daß es wenig Hoffnung für ihn gebe. Zuerst reichte er ihm seine mit kräftigem Weine gefüllte Felsflasche, um die schnell sinkenden Kräfte noch einmal zu beleben, dann machte er sich rasch daran, das Tourniquet anzulegen, das er mit sich genommen hatte. Der Verwundete konnte dem neuen Schmerze nicht Stand halten und sank ohnmächtig in die Arme

des Tambours zurück. Es ließ sich jetzt nichts Anderes mehr thun, als ihn nach dem Verbandplatze behufs der nothwendigen Amputation zu schaffen, das Bein war ohnehin nur noch ein Stummel.

Edmund sah sich zum ersten Male um, woher er Leute für den Transport nehmen könne; zu seinem Schreck gewahrte er, daß sich das Infanteriegefecht wieder ganz seitwärts gezogen hatte. In der Nähe lagen genug Verwundete, Preußen und Franzosen, umher, aber diese armen Leute konnten sich selbst ja nicht mehr helfen, sonst würden sie sich gewiß schon auf den Rückweg nach dem Walde gemacht haben.

Der Tambour sah und theilte seine Verlegenheit; indem er einen Versuch machte, sich vom Boden zu erheben, sagte er: „Ich will gehen und ein paar der Unsrigen herbeiholen — sie sind ja nicht weit —“, aber mit einem schmerzlichen Stöhnen sank er zurück: „Ich kann, weiß Gott, nicht mehr!“

Einen Augenblick war Edmund in Zweifel, ob er zuerst den armen Burschen untersuchen und verbinden oder selbst Hilfe holen solle; er entschloß sich für das Erstere, und, allen Widerspruchs ungeachtet, mußte Jener ihm seinen Fuß zeigen. Die Wunde war nicht gefährlich, aber jedenfalls sehr schmerzhaft und machte den Mann unfähig, ein paar Schritte zurückzulegen.

„Verd—, da sind die Rothhosen schon wieder!“ rief auf einmal der junge Mensch aus, während Edmund damit beschäftigt war, ihn zu verbinden. „Ketten Sie sich, Herr Doktor, sonst fallen Sie den Kerlen in die Hände!“

Es war wirklich so, die Franzosen hatten wieder Terrain gewonnen; dieses Mal waren es in der That Juaven, wie Edmund an den orientalischen Uniformen und den rothen Fess erkannte.

Zum zweiten Male an diesem Tage sollte er gefangen werden? Ein seltsames Schicksal, das ihm nach der ersten Erfahrung wenig genug beneidenswerth erschien. Hier war aber wirklich wenig Aussicht, zu entkommen, wenn er nicht im vollen Laufe den Wald zu erreichen versuchte, und eine solche Flucht kam ihm ebenso schimpflich vor, wie er sich noch verbunden hielt, die beiden Verwundeten nicht einem höchst ungewissen Schicksale zu überlassen.

„Wir sind sicher unter diesem Zeichen,“ sagte er, auf das rothe Kreuz auf der weißen Binde an seinem Arme deutend, nach

dem früheren Beispiele seines Chef-Arztes, aber jedenfalls schon mit weniger Ueberzeugung wie derselbe vorher.

Der Tambour schüttelte auch den Kopf dazu.

„Trauen Sie den Kerlen nicht, Herr Doctor,“ rieth er — „was Die wohl auf das rothe Kreuz geben! — Na, Gott sei mit uns, wenn Sie es einmal darauf ankommen lassen wollen. Wenn unsere Leute nur wüßten, daß hier der Major liegt, sie ließen uns gewiß nicht im Stiche.“

Und, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, raffte der muthige Holsteiner, dem es um seine eigene Person sehr wenig zu thun zu sein schien, seine Trommel auf, ehe Edmund in der Ueberraschung dies verhindern konnte, und schlug darauf ganz kunstgerecht, weithin schallend, den Avancirmarsch.

Die Zuaven, ein aufgelöster, aber dichter Schwarm, jezt kaum noch hundertundfünfzig Schritte entfernt, stuzten, als sie diese ihnen schon wohlbekannten Töne vernahmen, und schienen große Lust zu haben, Kehrt zu machen; leider war das Terrain aber gar zu offen, als daß sie sich lange einer Täuschung hingeben konnten; der dünne Busch deckte nicht genügend die kleine Gruppe.

Mit wildem Geschrei brachen sie weiter vor, gleichzeitig drüben die preussischen Schützen, welche der Trommelschlag ebenfalls aufmerksam gemacht hatte. Aber die beiderseitigen Distancen waren gar zu verschieden; in der nächsten Minute schon waren Edmund und die beiden Verwundeten umringt.

Es ging dieses Mal wieder gerade ebenso im Kleinen zu, wie vorher in größerem Maßstabe bei dem Ueberfalle auf das Feldlazareth. Umsonst zeigte der junge Arzt auf sein rothes Kreuz und protestirte laut in französischer Sprache, deren er genügend mächtig war, gegen seine Gefangennahme; er hatte Mühe, mit seinem Leibe die beiden Verwundeten zu decken. Er sah wilde, vom Kampfe erhitzte, mordlüstige Gesichter um sich, in anderen malte sich deutlich die Unsicherheit, wofür man ihn halten und ob man seinen Worten Glauben schenken solle; harte Häufte ergriffen ihn, und der Degen, den er gar nicht zu zücken versuchte, weil er dadurch nicht sich allein, sondern auch seine Verwundeten des Rechts auf Schonung verlustig gemacht hätte, wurde ihm von der Seite gerissen. Er zitterte, nicht vor Furcht,

sondern vor Zorn über diese schmachvolle Behandlung, aber nur die geringste Ueberlegung mußte ihm sagen, daß es ebenso nutzlos wie verderblich sein würde, sich zu wehren, und übrigens waren auch alle seine Anstrengungen darauf gerichtet, zu verhindern, daß man an den jetzt bewußtlosen Major Hand lege; eine rohe Behandlung wäre dessen gewisser Tod gewesen.

Mit dieser letzteren Vorstellung drang er wirklich durch; die Franzosen mochten den Schwerverwundeten schon für eine halbe Leiche halten, die mitzunehmen nicht der Mühe lohnte; der Eine machte sich nur daran, ihm die silbernen Achselschnüre abzuschneiden, nicht um der Beute willen, wie er wenigstens versicherte, sondern um ein Wahrzeichen von der Gefangennahme eines feindlichen Stabssoffiziers durch ihn und seine Kameraden zu erhalten.

Was aus dem Tambour wurde, konnte Edmund nicht recht bemerken, da die Zuaven große Eile hatten, ihn selbst mit sich fortzureißen; bereits pfliffen ihnen die preußischen Gewehrfgeln um die Ohren. Der junge Bursche hatte sein Kalbsfell bis zum letzten Momente unverdrossen und unerschrocken bearbeitet; dann riß man ihn unter Drohungen auf, aber er konnte auf seinen Füßen nicht stehen und sank wieder zusammen; die Unmenschen schlugen in ihrer Erbitterung darüber, daß sein Alarmsignal ihnen die Preußen auf den Hals lockte, mit den Kolben auf ihn ein, und er blieb für todt liegen; seine bald herankommenden Kameraden hoben ihn dann auf, wie auch den noch immer bewußtlosen Major.

Was Edmund anbetraf, so wurde er zwar nicht verletzt, aber, was vielleicht noch schlimmer war, als Gefangener rasch wieder in derselben Richtung, aus der die Franzosen gekommen waren, fortgeschleppt; er hatte sich jetzt in sein Schicksal ergeben und konnte nur noch auf einen günstigen Zufall hoffen.

Zu dem letzteren glaubte er sich durch die Unsicherheit berechtigt, welche seine Begleiter über den von ihnen zu nehmenden Weg zeigten, und diese ergab sich wieder daraus, daß in die ganzen französischen Truppenmassen eine Art Verwirrung gekommen zu sein schien. Edmund und auch seine Begleiter wußten noch nicht, daß Saint Privat la Montagne genommen worden und die Franzosen sich nun von allen Punkten ihrer Hauptstellung schleunigst auf Metz zurückzogen; einzelne Truppenteile,

die noch keine bestimmten Befehle erhalten hatten, suchten, da sie ein schnelles Nachrücken der Preußen befürchteten, auch wieder nach Norden zu entkommen, sei es nach der Festung Thionville oder um in einem großen Bogen die Straße nach Verdun zu gewinnen; kurz, es herrschte, wenigstens an vielen Stellen, ganz die Unordnung und Kopflosigkeit, die mit dem Verluste einer großen Schlacht meistens verknüpft ist.

Die Zuaven, die sich rasch zurückgezogen hatten, — einen Offizier konnte Edmund bei ihnen nicht entdecken — kamen bald in das Gedränge des Rückzugs, und nun verbreitete sich das Gerücht von der verlorenen Schlacht und setzte die Franzosen häufig in leidenschaftliche Wuth; ein paar Mal lief der junge Arzt, der seinen Triumph wohl nicht gut genug verbergen konnte, Gefahr, auf das Größte insultirt oder gar mit der Waffe angegriffen zu werden, aber ein alter Sergeant von den Zuaven, der bei seiner Gefangennahme mitgewirkt hatte, schützte ihn.

Edmund sah sich bald diesem Manne und noch etwa fünf bis sechs seiner Leute allein überlassen; der bunte Schwarm, der nicht wieder eine geschlossene Colonne gebildet hatte, war dadurch ganz auseinander gekommen, daß mehrere in größter Eile auf Metz retirirende fahrende Batterien mitten hindurch jagten; dann folgte wieder Infanterie und Reiterei, Alles bunt durcheinander.

Der Sergeant und seine Leute ließen bei Alledem ihren Gefangenen nicht aus den Augen; mochten sie nun glauben, daß er Arzt sei oder nicht, jedenfalls kennzeichnete seine Uniform den Offiziersrang, und, wie er aus einzelnen ihrer Aeußerungen hörte, bildeten sie sich nicht wenig darauf ein, einen preussischen Offizier zu ihrem Gefangenen gemacht zu haben; sie schwatzten übrigens so viel und schnell durcheinander, daß er lange nicht über die Absichten, die sie mit ihm hatten, in das Klare kommen konnte.

Es waren im Ganzen schöne und kräftige Leute, abenteuerlichen Aussehens durch ihre orientalische Tracht — die blauen, rothbesetzten Säcken und Westen, die weiten rothen Kniehosen und die rothen Feh — und die theils ächt kriegerischen, theils verschmigten Physiognomien; der Sergeant konnte als ein Original gelten. Er war ein nicht mehr junger Mann von herkulischem Körperbau; das ausgetrocknete, durch die afrikanische Sonne ge-

bräunte Antlitz hatte wahrhaft klassische Formen und unter den dicht zusammengezogenen starken Brauen ein Paar glänzende Augen, wie man sie sich kaum schöner und stolzer denken konnte; der lange und dicke schwarze Vollbart wallte ihm bis auf die halbe Brust nieder. Der Mann hatte viel Imponirendes und seine Leute, die sonst so trotzig Kerle, gehorchten ihm auch auf das Wort. In seinem ganzen Wesen lag übrigens etwas ächt Soldatisches, Ritterliches; obgleich er das rothe Kreuz auch nicht anerkannt hatte, schien er in Edmund doch den Offizier zu achten und duldete nicht, daß man ihm ungebührlich begegnete, sobald er den Willen, zu folgen, zeigte.

Der junge Arzt hatte sich dadurch ernuthigt gefunden, ihm Vorstellungen wegen dieser ungerechtfertigten Gefangennahme zu machen, indem er sich auf die internationale Genfer Convention berief.

„Ich kenne das nicht, mein Offizier,“ erwiderte ihm der Sergeant gelassen — „ich war um jene Zeit in Afrika und bin erst vor zwei Monaten mit meinem Regimente nach Frankreich eingeseift worden.“

„Aber man muß Ihnen doch über die Bedeutung dieses rothen Kreuzes irgend Etwas gesagt haben?“

„Man muß es vergessen haben, mein Offizier; die Preußen überraschten uns ein wenig mit ihrem Angriffe.“

„Sie halten mich also gar nicht für einen Arzt?“

„Warum nicht, wenn Sie es versichern? — Aber das schließt nicht aus, daß ich Sie als meinen Gefangenen betrachte.“

Auf diese Weise war Nichts anzufangen, das begriff Edmund wohl.

„Wohin wollen Sie mich denn bringen, Sergeant?“ fragte er nach einer Pause, als der kleine Zug wieder einmal im Gedränge stockte.

Darüber schien der Sergeant sich selbst noch nicht recht im Klaren zu sein; er berieth sich halblaut mit seinen Leuten, zog dann wieder bei den Vorüberkommenden Erkundigungen ein, und als man an einen Punkt gelangte, wo sich zwei Straßen von einander abzweigten, — es war jetzt schon beinahe ganz dunkel geworden, aber soweit Edmund sich zu orientiren vermochte, kam diese Straße von Metz und theilte sich in die nach Thionville

und die nach Briey — wurde, nach einem kurzen unentschlossenen Aufenthalte, die erstere, nördliche gewählt. Einzelne Truppen-Abtheilungen, Versprengte, wie es schien, zogen hier schon vor ihnen; offenbar wußten die Zuaven nicht, wo der Haupttheil ihrer Armee geblieben war, und mochten es vorziehen, das Weite zu suchen, anstatt sich in Metz einschließen zu lassen; die Frage blieb allerdings, ob ihnen die preußische Cavallerie nicht auch schon diesen Ausweg abgeschnitten hätte.

Wenn dies nicht der Fall war, so konnte Edmund ein- weilen alle Hoffnung auf seine baldige Befreiung aufgeben; er fühlte sein Herz doch schwer bedrückt.

„Wohin führt dieser Weg, Sergeant?“ fragte er nach einer ganzen Weile.

„Nach Thionville, mein Offizier!“

„Und Sie hoffen, diese über dreißig Kilometer (vier deutsche Meilen) entfernte Festung wirklich unangefochten zu erreichen?“

„Wir werden es ja sehen!“

Ein kurzer Bescheid und trostlose Aussicht. Was blieb hier aber Anderes als stumme Resignation? — Edmund marschirte mit seinen Begleitern in die Nacht hinein. —

„Der Feind war von seinen Verbindungen mit Frankreich abgeschnitten,“ sagt der amtliche Schlachtbericht, und König Wilhelm schrieb in dem Briefe an seine hohe Gemahlin:

„Was nun das Schicksal des Feindes sein wird, der in dem verschanzten, sehr festen Lager der Festung Metz zusammengedrängt steht, ist noch nicht zu berechnen.“

Ja, Frankreich hatte den größten Theil seiner Armee an diesem Tage verloren, denn daß es Marschall Bazaine noch gewinnen werde, sich aus dem ihn bald fest umschließenden Neze loszureißen, war mindestens sehr unwahrscheinlich.

Und dieser, ihm gewiß nicht unbekannt gebliebenen That- sache gegenüber hatte der französische Kriegsminister Graf Pa- likao die unbegreifliche Kühnheit, in der Sitzung des gesetzgebenden Körpers zu Paris am 20. August zu erklären: „er müsse auf- merksam machen, daß die Preußen die Nachricht verbreiteten, sie hätten am 18. August große Vortheile über unsere Truppen er- rungen; dem gegenüber constatare er, daß die Preußen, welche den Marschall Bazaine angegriffen, hätten zurückweichen müssen.“

Auch zwei Tage vorher schon, am 18. August, als Palikao bereits sichere Nachrichten von dem Vorgefallenen haben mußte, versicherte er, die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten gut; die Preußen hätten den Vormarsch auf Bar-le-Duc eingestellt, das Cürassierregiment „Graf Bismarck“ sei vernichtet worden u. s. w.

Diese Kühnheit, wenn wir keinen anderen Namen für das Verfahren haben wollen, das französische Volk in so unverantwortlicher Weise zu täuschen und vor der ganzen Welt die Unwahrheit zu sprechen, ging noch weiter. Noch am 22. August behauptete der französische Kriegsminister:

„Seit heute Morgen haben wir vom Marschall Bazaine vom 19. August gute Nachrichten, die ich nicht detailliren kann. Dieselben zeigen bei Bazaine Energie und Vertrauen, das wir theilen.“

Die Thatfachen sprachen anders; sie hatten den ersten Act des blutigen Schauspiels, auf das die ganze Welt die Augen gerichtet hielt, mit einem der entscheidendsten und ruhmvollsten Siege der deutschen Waffen beschlossen.

Ende des ersten Theiles.